



Unsere Zeitzeugen berichten

Wilhelm Liebe Jahrgang 1927

Teil 3

Trotz meines Missgeschicks – ich hatte vergessen, rechtzeitig auszusteigen – traf ich am 18. Januar 1945 gerade noch pünktlich an meinem Dienort in Kunzendorf (heute Polen) ein. Der kurze Urlaub war beendet.

Meine Vertretung hatte sich am Abend davor beim Öffnen des Deckels der Feldküche, der ja immer unter Überdruck stand, eine Körperseite verbrüht und wurde ins Lazarett gebracht. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

In den Tagen meiner Abwesenheit hatte sich einiges zugetragen: Die Abteilung war entlassen worden. Die Unterführer-Vormänner und die oberen Dienstgrade blieben für die neuen Einsatzkräfte, die schon etwa am 20. oder 21. Januar 1945 eintrafen, in Kunzendorf. Schnell wurden die neuen Arbeitsmänner eingekleidet und notdürftig im Umgang mit den Waffen vertraut gemacht. Die Lage an der Front hatte sich dramatisch zugespitzt. Die Rote Armee stieß unaufhaltsam bis zur Oder vor. Unsere Arbeitsdiensteinheit wurde eilig aus der Gefahrenzone verlegt. In Etappen setzten wir uns in Marsch, teils zu Fuß, teils mit Fahrrädern, obwohl das wegen des tiefen Schnees fast unmöglich war. Also mussten die Fahrräder geschoben werden. Da wir nur ein Pferdegespann hatten, um den Verpflegungswagen und die Feldküche zu bewegen, musste ich bis zum Schluss warten, das hieß, bis zur völligen Dunkelheit. Teils war das gut, weil uns auch kein Flugzeug mehr sehen konnte, teils war es eine Behinderung wegen der schlechten Sicht.

Als endlich der Fahrer mit den Pferden kam, um mich und die Feldküche samt Verpflegungswagen abzuholen, wurde der Schneefall immer stärker, von der Kälte gar nicht zu sprechen. Für die Pferde war es eine schwere Last. Immerhin hatten sie acht Räder durch den fast knietiefen Schnee zu ziehen. Ich lief hinter dem Gefährt her, um aufzupassen, dass wir nicht von der Straße abkamen. Mühsam kamen wir voran. Die Pferde waren ermattet und blieben häufiger stehen. Bei einem erneuten Halt waren wir von der Straße abgekommen und zwischen den Pferden befand sich ein dicker Baum. Der Fahrer war eingeschlafen. Nachdem ich ihn geweckt hatte, brachten wir gemeinsam das Gefährt wieder auf die Straße. Mit Kommissbrot stärkten wir die Pferde, und weiter ging es bis zum nächsten Stopp. Auch diesmal war der Fahrer eingeschlafen, die Pferde stoppten von selbst, weil vor ihnen ein großer Militär-LKW stand. Nach diesem Vorfall musste der Fahrer auf mein Drängen erst einmal eine Weile neben dem Wagen her laufen. Ich stellte fest, dass eine Flasche Alkohol die Ursache seines Schlafes war. Etwas nüchterner bestieg er den Wagen wieder, denn das Laufen im tiefen Schnee wollte nicht so recht klappen. In der Nacht erreichten wir die erste Übernachtungsstätte. Die Unterkunft war eine Turnhalle. Jeder suchte sich einen Platz zum Ausruhen. Man war zufrieden, dass man erst einmal einen warmen und trockenen Platz hatte.

Der nächste Tag war wieder ein kalter Wintertag. Nachdem ich den Kaffee aus der Feldküche ausgegeben hatte, bekam ich Order, in Steinau zu einem Schlachter zu gehen, um dort beim Schlachten zu helfen. Unser Verpflegungs-Feldmeister erhoffte sich dadurch eine Lieferung Fleisch und Wurstwaren. Da Steinau nicht allzu groß war, fand ich schnell den besagten Betrieb. Nach etwa drei Stunden kam ein Kurier, um mich wieder zur Einheit zurückzuholen. Warum? Das habe ich damals nicht erfahren. Die Rote Armee war bis zur Oder vorgedrungen, die ersten Panzer waren vor der Brücke abgeschossen worden. Unsere Einheit musste sich absetzen, denn wir hatten ja keinerlei schwere Waffen, nur das Gewehr. Bis in die späten Abendstunden zog sich der Marsch durch die Orte Niederschlesiens. Die Gegend war mir fremd. Ein Ortsschild – Sagan – erinnere ich noch, weil ein Schulfreund mit seinen Eltern dorthin verzogen war.

In der Nacht bezogen wir irgendwo Quartier in einer militärischen Unterkunft. Zu dritt lagen wir vor Erschöpfung quer in den Betten, mit allen Klamotten. Befehlsgemäß mussten wir unsere Armbinde von der Uniform abtrennen, die dann anschließend in dem kleinen Heizofen verbrannt wurde. Das war nötig, weil die Russen jeden, der eine Hakenkreuzbinde trug, erschossen. Wir als Arbeitsdienstler trugen diese sogenannten Kampfbinden.

Von dem Augenblick an spürte ich, dass die Kriegslage aussichtslos geworden war und der Feind nicht mehr aufzuhalten sein wird. Am nächsten Tag bewegten wir uns weiter gen Westen und erreichten einen kleinen Verladebahnhof. Der Ort hieß Kohlfurt. Wir wurden in Eile verladen auf einen Güterzug - mit der Feldküche. Im Dunkeln holte uns eine Lok schnellstens aus dem Bahnhof, denn am anderen Ende des Dorfes rückten die russischen Panzer ein. Einige Tage lagen wir auf der Bahn. Mal fuhren wir schneller, mal standen wir stundelang, bis wir freie Fahrt hatten. Das Ziel war uns niedrigen Dienstgraden nicht bekannt, und keiner fragte, wohin die Reise geht. Der Kadaver-Gehorsam verbot es in dieser Zeit, Fragen zu stellen. Gelandet sind wir nach einigen Tagen in der Tschechei, dort, wo die Moldau in die Elbe fließt, in Melnik. Wieder war es Nacht, als wir ausgeladen wurden. Alles war tief verschneit. Ein ziemliches Gefälle musste überwunden werden fast bis zur Brücke des Flusses. Da die Pferde bei der Glätte das Gefährt nicht halten konnten, bat ich meinen Vorgesetzten, 8 – 10 Mann abzustellen, die dann mit Hilfe von Seilen das Abbremsen unterstützten, um so am Ende der Bergstraße gut zu landen. Wir überquerten den Fluss. Etwa 3 – 4 km hinter der Brücke bezog unsere Einheit bei einer dort bestehenden Arbeitsdienstereinheit Quartier.

Es gab keine Betten für uns. Wir schliefen in den frei geräumten Räumen auf Stroh auf dem Boden. Das waren wir ja schon gewohnt und sollten es auch noch bis April ertragen müssen. Die Hauptsache war, dass wir ein Dach über dem Kopf hatten und weit und breit kein Feind in Sicht war. Verpflegt wurden wir von der bestehenden Küche. Die Verpflegung war, da wir ja alle noch Jugendliche waren, gut und reichlich. Nach einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Oberst und dem Feldmeister (Hauptmann) der fremden Abteilung verwies man mich unter Androhung von 3 Tagen Arrest der Küche. Folgendes war geschehen: Ein Arbeitsdienstmann kam in die Küche, gab etwas ab und sagte, er hätte großen Durst. Daraufhin gab ich ihm eine Tasse Kaffee. Das wurde moniert. Ich sollte mich sofort bei meiner Einheit melden. Das tat ich und schilderte meinem Abteilungsführer den Vorfall. Mit einem Lächeln über deren Dienstauffassung war wurde ich vom Küchendienst befreit und tat von nun an Dienst als Obervormann ZB (zur besonderen Verwendung) Das machte mir viel Spaß. So verging die Zeit von Anfang Februar bis zum 4. April 1945. Sonntags gingen wir manchmal bummeln in der kleinen Stadt Melnik. Es gab sogar die

Gelegenheit, ins Kino zu gehen, allerdings nur in Gruppen von 4 – 5 Mann, wobei immer ein Mann ein Gewehr mitführen musste. Es war schließlich von uns besetztes Gebiet, und es war überall Vorsicht geboten. Über die genaue Kriegslage waren wir schlecht informiert. Post gab es von den Eltern und Angehörigen nicht mehr seit dem 18. Januar 1945, als ich meinen letzten Urlaub beendet hatte. Ich wusste nicht, wie es meiner Familie ging, und sie wussten nichts von mir.

Klar war mir, dass sich die Ostfront bis zur Oder vorgeschoben hatte und dass unser Haus besetzt war, aber alles andere Böse konnte ich nur erahnen. Auch im Westen war die Front an und über die Reichsgrenzen ins Land zurückgenommen. Wir wussten, dass die Städte bombardiert wurden, hatten aber keine Vorstellung von den wahren Ausmaßen. Am 14. Februar bebte sogar bei uns in der Tschechei die Erde, als Dresden im Bombenhagel der Alliierten versank. Von unserem Standort konnten wir beobachten, wie die Bomberverbände wendeten und wieder Dresden anfliegen. Es vergingen einige Wochen. Der Frühling hielt Einzug. Am 1. Osterfeiertag – am 4. April 1945 – marschierten einige Kameraden und ich zu einem Kinobesuch nach Melnik. Wir sahen den Film „Große Freiheit“ mit Hans Albers in der Hauptrolle. Nach dem Film herrschte beim Ausgang große Hektik. Die SS-Verbände in der Stadt hatten Alarm und mussten nach dem Kinobesuch sofort zu ihrer Einheit. Wir erfuhren beim Passieren der Wache, dass auch bei uns der Alarmzustand ausgerufen worden war. Alles ging sehr schnell. Binnen 2 Tagen waren wir wieder auf der Bahn, in Waggonen verladen, und fuhren Richtung Deutschland. Das Ziel war – wie immer – unbekannt. In einer der letzten Nächte hatte ich einen seltsamen Traum, der mich immer begleitete und an den ich fest glaubte: Der Krieg ist verloren, und ohne einen Kratzer habe ich alles überstanden und kehre in Stiefeln und nur mit einem Hemd und einer Hose bekleidet nach Hause zu meinen Angehörigen zurück.

Die Reise ging ausgerechnet über Dresden. Jetzt sahen wir die Wahrheit: Soweit das Auge sehen konnte, erblickten wir Trümmer über Trümmer. Notdürftig waren die Gleise repariert worden, und deswegen fuhren die Züge sehr langsam. Ohne Behinderung durch feindliche Flieger trafen wir in der bekannten Garnisonsstadt Jüterbog ein – südlich von Berlin. Dort wurden wir von der Wehrmacht übernommen und bekamen fronterprobte Zug- und Gruppenführer, die gerade von der Kriegsschule kamen.

Ausgerüstet wurden wir mit den damals neuesten Schnellfeuergewehren, die eine sehr große Feuerkraft hatten. Es folgte eine sehr intensive infanteristische Ausbildung. Morgens um 7:00 Uhr ging es los. In dem angrenzenden Gelände der Kaserne lernten wir, mit der Panzerfaust umzugehen. Wegen der Luftangriffe mussten wir zwei- bis dreimal des Nachts die Kellerräume aufsuchen. Am 17. April 1945 wurden wir vereidigt in einem Stadion in Jüterbog. Es waren einige Tausend junge Männer, alle etwa 17 Jahre alt. Während wir in einem offenen Viereck den Eid leisten mussten, flogen unsere Messerschmitt-Jäger zur Luftsicherung, um uns gegen Feindeinwirkung zu schützen. Es war schon ein recht komisches Gefühl, den Eid zu schwören, obwohl man fast ein Vierteljahr nichts von Eltern und Angehörigen wusste und die Heimat bereits von der Roten Armee besetzt war. Die Russen näherten sich Berlin und die Engländer und Amerikaner standen fast bis zur Elbe, und wir schworen einen Eid auf Führer und Vaterland! Nach diesem feierlichen Akt marschierten wir wieder zu unserer Kaserne, aber nur noch für eine Nacht – mit der gewohnten Unterbrechung: Fliegeralarm.

Am kommenden Tag verließen wir die Kaserne und verlagerten uns in die nahe gelegenen Wälder, da die Nachbarkaserne in dieser Nacht zerbombt wurde. Meine

Einheit war ein sogenanntes Füsilier-Bataillon, das dem Regiment unterstellt war. Die Füsiliere waren früher eine Reitertruppe mit leichten, aber schnellen Pferden, die überall dort eingesetzt wurden, wo der Feind drohte, die Fronten zu durchbrechen. Man hatte uns daher mit Fahrrädern ausgerüstet, damit wir beweglicher waren. Dazu erhielten wir die modernsten Sturmgewehre. In jeder Gruppe befand sich ein Scharfschütze, und wir hatten jede Menge Panzerfäuste. Damit sollten wir den Feind aufhalten oder angreifen. Geplant war alles gut, aber die Wirklichkeit sah leider ganz anders aus. Die Übermacht des Feindes war einfach zu groß. – wird fortgesetzt.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann